Lyrik in der Literaturepoche Barock (1600-1720)

**Trostgedichte in Widerwertigkeit Deß Kriegs (1633)** Martin Opitz (1597-1639)

– Auszüge –

Martin Opitz (1597-1639) verfasste seine "Trostgedichte", die in vier Bücher aufgeteilt sind, als ein Lehrgedicht, das sich mit der *Consolatio* (lat. Tröstung), einer seit der Antike bekannten Gattung von Trostschriften verband. Solche Trostschriften wurden für einzelne Trauerfälle für die Hinterbliebenen verfasst oder auch auch als allgemein gehaltener philosophischer und/oder ethischer Zuspruch und Trost (in schwieriger Zeit) verstanden. Christlich orientierte Trostschriften nehmen etliche der aus der Antike bekannten Motive auf, richten ihren Trost aber vor allem an der christlichen Heilsgewissheit, der Gnade Gottes und der Aussicht auf das ewige Leben aus.

Opitz hat sein umfangreiches Versepos mit seinen 2312 paargereimten Alexandrinerversen in vier Bücher aufgeteilt. Jedem Buch ist eine kurze Inhaltszusammenfassung vorangestellt.

Entstanden ist das Werk im dänischen Jütland, das er auf der Flucht vor den Kampfhandlungen des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648) aus Heidelberg 1622 erreichte. Veröffentlicht hat er dieses Werk allerdings erst 13 Jahre später.

Im ersten Buch stellt Opitz den "Böhmischen Krieg" (1618-1623) als »sonderbare Schickung Gottes« dar, im zweiten, dem so genannten anderen Buch dreht sich im Kern alles um die stoische Tugend der Beständigkeit, mit der sich Katastrophen und Krisen überwinden lassen. Das dritte Buch macht das "»Gewissen« zum Leitfaden des Handelns" und das vierte Buch "nennt stoische Formen der Schmerzlinderung und relativiert die gegenwärtige Bedrängnis vor dem Hintergrund der Vergänglichkeit und des Jüngsten Gerichts." (Aurnhammer 2008. S.712)

Die Trostgedichte von Opitz haben in der Literaturwissenschaft zu ganz unterschiedlichen Deutungen geführt, die hier nicht referiert werden können. (vgl. dazu Aurnhammer 2008)

In diesem Lehrgedicht ist, ganz im Gegensatz zu seinen anderen Werken, die "vom politischen Tagesgeschäft im engeren Sinne oft weit entfernt sind" (Jaumann 2002, S.203) "ein durchaus politisches Engagement" (ebd.) zu erkennen: "Es enthält drastische Beschreibungen der Kriegsgräuel, die Täter werden beim Namen genannt und die Unterdrückung der Gewissensfreiheit wird an den Pranger gestellt." (ebd.) Kein Wunder angesichts seiner Lage, dass er das Werk, in dem er sich "ausdrücklich an die Seite der Protestanten (stellt) und (...) an den siegreichen Kampf der Niederländer gegen die spanische Despotie der Habsburger (erinnert)" (ebd.), erst dreizehn Jahre später in Druck gibt, als der katholische Graf von Dohna, für den Opitz, nach seinem Jütland-Aufenthalt tätig war 1632 aus Schlesien vertrieben und ein Jahr später gestorben war.

Abgesehen davon hat man immer wieder hervorgehoben, dass Opitz mit seinem Lehrgedicht einen Beitrag zum stoischen Diskurs seiner Zeit leisten wollte und dabei neustoizianisches Gedankengut der niederländischen Neustoiker Justus Lipsius und Daniel Heinsius verarbeitet hat.(vgl. Aurnhammer 2008. S.713) Insbesondere "die sprachlichstilistische Faktur des Versepos in einer Entaktualisierung und Entpersonalisierung bis hin zum distanziert-nüchternen Sprachstil" werden von dem "stoischen Dichtungsprogramm" bestimmt. (ebd., S.728) Dennoch gehen die Trostgedichte aber "nicht im stoischen Diskurs auf" (ebd.), was auch ihr Ende verdeutlicht, an dem "nicht zufällig [...] dem stoischen Credo ein christliches Bußgebet (folgt)." (ebd.)

Aurnhammer, Achim (2008): Martin Opitz‘ Trost-Getichte. Ein Gründungstext der deutschen Nationalliteratur aus dem Geist des Stoizismus, in: Neymeyr (Hg.) (2008): Stoizismus in der europäischen Philosophie, Literatur, Kunst und Politik, Band 2, S. [711]-729

Jaumann, Herbert (1970/2002): Nachwort, in: Martin Opitz, Buch von der Deutschen Poeterey (1624), 2. Aufl., Stuttgart: reclam 2002 (= Studienausgabe)

Lyrik in der Literaturepoche Barock (1600-1720)

**Trostgedichte in Widerwertigkeit Deß Kriegs (1633)** Martin Opitz (1597-1639)

– Auszüge –

**Das erste Buch**

Der Poet hat hier der beredten Leute Gebrauch nicht nachfolgen können, welche dessen Unfall, den sie trösten wollen, auff das beste als möglich verkleinern; sondern er beklaget weitleuftig in diesem ersten Buche den jetzigen unglückseligen böhmischen Krieg, der größer und mehr bekannt ist, als daß er mit scheinbaren Worten möge geringer gemacht und mit Stillschweigen verdeckt werden. Darneben beweiset er, es geschehe diß alles nicht ohn sonderbare Schickung Gottes, und setzet die Ursachen, warumb er seiner Kirchen solches Creutz und Trübsal zusende.

Deß schweren Krieges Last, den Teutschland jetzt empfindet,

Und daß Gott nicht umbsonst so hefftig angezündet

Den Eyffer seiner Macht, auch wo in solcher Pein

Trost herzuholen ist, sol mein Gedichte seyn.

Diß hab ich mir anjetzt zuschreiben vorgenommen:

Ich bitte, wollest mir geneigt zu Hülffe kommen,

Du höchster Trost der Welt, du Zuversicht in Noth,

Du Geist von Gott gesand, ja selber wahrer Gott.

Gib meiner Zungen doch mit deiner Glut zu brennen,

Regiere meine Faust, laß meine Jugend rennen

Durch diese wüste Bahn, durch dieses neue Feld,

Darauff noch keiner hat für mir den Fuß gestellt.

Das ander' ist bekant; wer hat doch nicht geschrieben

Von Venus Eytelkeit und von dem schnöden Lieben,

Der blinden Jugend Lust? Wer hat noch nie gehört,

Wie das Poeten-Volck die grossen Herren ehrt,

[...]

Die grosse Sonne hat mit ihren schönen Pferden

Gemessen drey mal nun den weiten Kreiß der Erden,

Seyt daß der strenge Mars in unser Teutschland kam,

Und dieser schwere Krig den ersten Anfang nam.

Ich wil den harten Fall, den wir seyther empfunden

Und männiglich gefühlt (wiewol man frische Wunden

Nicht viel betasten sol) durch keinen blauen Dunst

Und Nebel überziehn, wie der Beredten Kunst

Zwar sonsten mit sich bringt. Wir haben viel erlitten,

Mit andern und mit uns selbst unter uns gestritten.

[...]

Ach, ach, da hört man jetzt die grausamen Posaunen,

Den Donner und den Plitz der feurigen Carthaunen,

Das wilde Feldgeschrey; wo vormals Laub unnd Graß

Das Land umberönet hat, da ligt ein faules Aaß.

Der arme Bauersmann hat alles lassen ligen,

Wie, wann die Taube sieht den Habicht auff sich fliegen,

Und gibet Fersengelt; er selbst ist in das Land,

Sein Gut ist fort geraubt, sein Hof hinweg gebrandt,

Sein Vieh hindurch gebracht, die Scheuren umbgeschmissen,

Der edle Rebenstock tyrannisch außgerissen,

Die Bäume stehn nicht mehr, die Gärten sind verheert;

Die Sichel und der Pflug sind jetzt ein scharffes Schwert.

Und dieses ist das Dorff. Wer aber wil doch sagen

Der Stätte schwere Noth, den Jammer, Weh und Klagen,

So männiglich geführt, das unerhörte Leid,

Deß Feindes Uebermuth und harte Grausamkeit?

[...]

Das Volck ist hin und her geflohn mit hellem Hauffen,

Die Töchter sind bey Nacht auff Berge zugelauffen,

Schon halb für Schrecken tod, die Mutter hat die Zeit,

In der sie einen Mann erkant, vermaledeyt.

Die Männer haben selbst erbärmlich müssen flehen,

Wann sie ihr liebes Weib und Kinder angesehen.

Die kleinen Kinderlein, gelegen an der Brust,

So noch von keinem Krieg' und Kriegesmacht gewust,

Sind durch der Mutter Leyd auch worden angereget

Und haben allesampt durch ihr Geschrey beweget;

Der Mann hat seine Frau beweynt, die Frau den Mann,

Und was ich weiter nicht auß Wehmuth sagen kan.

Viel minder werd' ich nun deß Feindes harte Sinnen

Und grosse Tyranney genug beschreiben können,

Dergleichen nie gehört. Wie manche schöne Statt,

Die sonst das gantze Land durch Pracht gezieret hat,

Ist jetzund Asch unnd Staub? Die Mauren sind verheeret,

Die Kirchen hingelegt, die Häuser umbgekehret.

[...]

Die Leichen haben sie, die Leichen auffgegraben,

Die Glieder, so die Erd' und die Natur versteckt,

Sind worden unverschämt von ihnen auffgedeckt.

Mehr hat mich Grau unnd Scheu nicht schreiben lassen wollen,

Und derer wegen auch die nach uns kommen sollen

(Wo daß die schlimme Welt noch länger kan besteht)

Wil ich und muß auch viel mit Schweigen übergehn.

[...]

So ist die Gottesfurcht auch mehrentheils verschwunden,

Und die Religion gefangen und gebunden,

Das Recht ligt unterdrückt, die Tugend ist gehemmt,

Die Künste sind durch Koth und Unstat überschwemmt.

Die alte teutsche Treu hat sich hinweg verloren,

Der Frembden Uebermuth der ist zu allen Thoren

Mit ihnen eingerannt, die Sitten sind verheert,

Was Gott und uns gebührt ist alles umbgekehrt.

[...]

Die Welt lebt in den Tag, begehret nicht zu wissen.

Von Zucht und Frömmigkeit, ist trotzig außgerissen

Wie eine wilde Bach, thut was ihr selbst behagt,

Lacht, wann man ihr von Gott unnd Gottes Eyffer sagt.

[...]

Das Gute fliehen wir, das wir doch solten fassen,

Das Böse lieben wir, das wir doch solten hassen.

Dann kömpt es, daß der Herr diß Schrecken in uns jagt,

Dann kömpt es, daß er uns mit solchem Jammer plagt.

Drumb sind die Felder jetzt gantz weiß von Toden-Beinen,

Drumb hört man überall Brand, Mordgeschrey unnd Weynen,

Drumb sind zugleiche wir und unser schönes Land

Deß Feindes Tyranney gegeben in die Hand.

Doch wird der grosse Zorn nicht nun und ewig wären;

Er wird sich widerumb gar gnädig zu uns kehren,

Der Vatter seine Schar. Nicht einen, den er liebt,

Den läßt er ungestrafft und allzeit unbetrübt.

[...]

Das Gute wächst durch Noth; ein Quell, das stille stehet,

Das nie geräumet wird, verstopfft sich und zergehet,

Wird Schlamm und fauler Koth; je mehr er wird gerührt,

Je grösser wird sein Fluß, je klärer auch gespührt.

Es ist der Kirchen Art, ja auch die Art der Heyden,

Durch Arbeit, Zwang und Trang, durch Leyden und durch Meyden

Steigt jederman empor; durch immer glücklich seyn

Schleicht unser Untergang mit bösen Sitten eyn.

[...]

So heisset Unglück uns für Gottes Augen tretten,

Den Himmel anzusehn, auff den man wenig sieht,

An den man wenig denckt, wann alles grünt und blüht.

[...]

Der Zweck der Christenheit muß Gottes Name seyn,

Nicht Eytelkeit der Welt, nicht eusserlicher Schein

Und gleissend Heucheley; wir müssen kundbar machen,

Daß Christen Noth und Tod verhönen und verlachen;

Wir müssen lassen sehn gantz richtig, klar und frey,

Daß die Religion kein Räubermantel sey,

Kein falscher Umbhang nicht. Was macht doch ihr Tyrannen?

Was hilfft, was nutzet euch das Martern, das Verbannen,

Schwerd, Feuer, Galgen, Radt? Gezwungen Werck zerbricht,

Gewalt macht keinen fromm, macht keinen Christen nicht.

Es ist ja nichts so frey, nichts also ungetrungen,

Als wol der Gottesdienst; so bald er wird erzwungen,

So ist er nur ein Schein, ein holer falscher Thon.

Gut von sich selber thun, das heist Religion,

Das ist Gott angenehm. Laßt Ketzer Ketzer bleiben

Und glaubet ihr für euch; begehrt sie nicht zu treiben.

[...]

(Quelle: Martin Opitz: Weltliche und geistliche Dichtung, Berlin und Stuttgart [1889], S. 270-323, zeno.org, - gemeinfrei)

**Arbeitsanregungen:**

1. Welche Gräuel des Krieges bringt Opitz in seinem Gedicht zur Sprache?
2. Inwiefern handelt es sich dennoch um ein Trostgedicht, das sich an der christlichen Heilsgewissheit, der Gnade Gottes und der Aussicht auf das ewige Leben orientiert?
3. Hat sich Ihrer Ansicht nach das "Gesicht des Krieges" heute im Vergleich zu dem in diesen Texten dargestellten verändert?
4. Was könnte heute angesichts von Kriegen den Menschen Trost spenden?